

(Nachdruck verboten.)

## Hanna.

24] Roman von Peter Egge.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen  
von Adele Neustädter.

„Kann sie schlafen?“ durchfuhr es ihn stehend. Er tastete in der Rocktasche nach Streichhölzern und strich endlich eins an. Sie saß ihm zugewandt in einem Lehnstuhl. Der Blick schien groß und stumpf, das Gesicht war bleich und zeigte einen heftigen roten Fleck an jeder Schläfe. Er ging näher, wollte etwas sagen, gewahrte jedoch gleichzeitig das Brett mit der Flasche und den Gläsern. Das Streichholz fiel ihm aus der Hand. Er fuhr unwillkürlich einige Schritte zurück und stützte sich gegen die Thüre. Die Knie wurden ihm so merkwürdig schwach. Seine Augen sahen sie nicht mehr, in seinem Umkreis war es so unnatürlich dunkel geworden, seitdem das Streichholz verloschen. Aber das Unglück war ja Wirklichkeit . . . sie saß drinnen im Dunkeln . . . Hanna . . . Hanna . . .

Er ging zu ihr. Er wollte jammern, weinen, trösten; aber er that es nicht, blieb nur stehen. Dann hob er sie empor und trug sie ins Schlafzimmer. Das Licht schmerzte die Augen. Er stürzte ans Bett, worauf er sie legte. Martha, die auf einem Stuhl zusammengesauert gesessen hatte, fuhr auf und rief:

„O Gott, was ist los? Ist die Frau krank?“

„Ja, nimm den Jungen und gehe in die Wohnstube und bleibe dort so lange,“ sagte er scharf.

Martha verstand, daß hier keine Einwendungen geduldet wurden, nahm den Knaben vom Boden auf und ging. Das Kind weinte laut und schrie:

„M—utt—er!“

Holthe setzte sich auf den Bettrand. Die körperliche Schwäche übermannte ihn. Er mußte lange ruhen. Dann begann er sie auszukleiden, und sie ließ es geschehen, sagte kein Wort, war nicht widerspenstig. Sie hielt die Augen geschlossen. Sie öffnete sie nur einmal und blickte halb unbewußt ins Zimmer. Als er die Decke über sie gelegt hatte, bewegte sie die Arme, als wollte sie sich heben; aber es gelang ihr nicht. Sie fielen nieder, und bald schlief sie ein.

Er saß in Schweiß gebadet und von der Anstrengung ermüdet neben ihr. Sein Gehirn versuchte zu begreifen, was geschehen war. Sowohl er als sie schienen andere Menschen geworden zu sein. Es erschien so unglaublich, daß ein solches Unglück sie treffen konnte, gerade sie, und noch unglaublicher, daß sie es in solcher Weise trugen. Es hatte sie beide feige gemacht. Er erschien sich so arm, so gedemüthigt, so allein, daß er nach Hilfe schrie, nach Trost, denn er vermochte selbst nichts mehr.

Nach einer Weile ging er in die Wohnstube.

„Kann ich der gnädigen Frau nicht helfen, vielleicht bei ihr wachen?“ frug Martha.

„Nein,“ sagte Holthe und blickte finster auf das Theebrett und die Gläser.

Er zeigte nach dem Tisch.

„Ich werde Erik zu Bett bringen. Sie sind heute abend frei . . . Komm mein Kind!“

Er trug den Knaben hinein, kleidete ihn aus, und saß bei ihm, bis er schlief.

Er lag im Stuhle zurückgelehnt. Ringsum war es still. Nur Hanna und der Knabe atmeten hörbar tief; aber das machte die Stille größer, fühlbarer.

Was sollte er thun? Wie sollte ihr Zusammenleben werden? . . . Was sollte er erklären, wenn sie ihn morgen in klaren Worten sagte, daß sie schuldig sei? Wie sollte er sich stellen?

Um was sollte er sie bitten, was sollte er verlangen? . . . O, was jetzt kam, war vielleicht das schlimmste . . . Er wußte weder vor noch rückwärts.

Er stand mühsam auf und ging umher. Man hörte die Schritte kaum auf dem Teppich. Hanna, wie sollte es werden?

Holthe trat ins Wohnzimmer, von dort ins Speisezimmer und dann ins Arbeitszimmer. Hier schlug er das Fenster auf und legte sich hinaus. Die Luft kühlte so schön, und er blieb lange stehen. Ueber die nackten Bäume und Büsche im Garten sah er die Stadt. Die erleuchteten Fenster blickten durch die Finsternis zu ihm herauf, wie sie es an allen Winterabenden gethan hatten, seit er hier wohnte. Heute lag nur Kälte und Trostlosigkeit in solch' unveränderlichem Anstarren.

Ganz draußen an der Mole schien das grüne Licht des Leuchtturms, wie ein schadenstohes Lächeln in einem Auge. Wäre er nur zu Hause geblieben, anstatt den Vormittag hinauszuweichen! Daß er es thun konnte! . . . seines Weges gehen! . . .

Er schloß das Fenster und rannte durch die Stuben nach dem Schlafzimmer. Alles war so ruhig, wie er es verlassen hatte.

Was sollte er morgen thun? Was sollte er sagen, wenn sie kam?

Es schlug Mitternacht. Er nahm die Bettdecke und das Kopfkissen in sein Arbeitszimmer mit und feuerte den Ofen an. Dann legte er sich auf die Chaiselongue.

Morgen kam sie. . . Sie würde grausam ehlich über das ganze Unglück sprechen. Sie würde nichts verbergen. Aber sie bereute nicht. Sie war nicht demüthig, sie glaubte nicht, durch Schweigen gefehlt zu haben. Sie behauptete, in ihrem guten Rechte zu sein. Sonst hätte sie nicht geschwiegen. Das fühlte er. So gut kannte er sie. Aber konnte sie behaupten, daß sie in ihrer Ehe ganz glücklich gewesen war? Wie würde sie diese Behauptung verteidigen? Er begriff nicht, daß Glück sich mit solch' einem Verschweigen vereinen konnte. Er hätte sich auf diese Weise nicht glücklich fühlen können . . .

Holthe konnte nicht schlafen und er erwartete es eigentlich auch nicht. Hin und wieder schlummerte er einige Minuten, dann erwachte er plötzlich und warf sich wieder lange hin und her. Es schlug eins, zwei, drei Uhr . . .

Konnte sie ihn überzeugen, daß sie völlig glücklich durch viele Jahre gelebt hatte?

Er hörte Schritte und erhob sich, so daß seine Beine den Boden berührten. Die Thür wurde vorsichtig aufgeschloßen und Hanna trat ein. Sie hatte sich angekleidet. Das Haar lag in einem Nest im Nacken. Das Gesicht war bleich und noch feucht vom Waschwasser.

„Du bist auf,“ sagte sie undeutlich und setzte sich auf den Stuhl an der Thüre. Sie sah ihn lange und ruhig an. Sie erwartete förmlich, daß er etwas sagen sollte. Aber er schwieg.

„Du kennst mein Verbrechen, Johannes?“

„Ja.“

„Das wußte ich übrigens zuvor.“

„Hanna.“ Er stand auf. „Du mußt mir die schrecklichen Worte vergeben, die ich am Morgen zu Dir gesagt habe. Ich war wahnsinnig. Ich wußte nicht, was ich that, als ich Dich verließ.“

Er sprach, als ängstige er sich, sie möchte ihm nicht verzeihen.

„Dir vergeben?“ sagte sie leise. „Das kann ich wohl; aber wie habe ich mich getäuscht, Johannes!“

Sie schwiegen eine Weile. Dann sagte sie:

„Ich werde Dir alles erzählen. Ich werde nichts beschönigen . . . Als ich zwanzig Jahre alt war, stand ich allein, ohne Hilfe und erwartete das Kind . . .“

„Hanna, sprich nicht über das Verbrechen . . . Ich begreife, daß solches geschehen kann . . . Das ist es nicht . . .“

Er brach ab, suchte nach Worten. Da sagte sie:

„Das glaube ich auch nicht. Es handelt sich wohl darum, daß ich nicht bekaunt, die Strafe nicht erlitten habe, die das Gesetz bestimmt.“

„Ja,“ flüsterte er.

„O, Johannes, wie enttäuscht bin ich! Es ist die bitterste Täuschung meines Lebens. In dem Tage, da Dir das Verbrechen bekaunt wurde, mußtest Du auch verstehen, weshalb ich geschwiegen habe, wie es kam, daß ich schwieg. Du hast mich jetzt so viele Jahre lang gekannt, Du mußt jetzt wissen, wer ich bin . . . Ich werde Dir das alles erzählen.“

Sie schwieg. Es wurde so still, daß man nur das Summen der Lampe hörte, die auf dem Pulte stand.

„Damals, vor fast zehn Jahren, schwieg ich aus Furcht vor der Strafe. Mir graute davor. Mich quälte die Neue, so daß ich zuweilen ganz verzweifelt war. Ich mußte es bekämpfen, und meinem damaligen Wesen nach mußte ich zur Religion meine Zuflucht nehmen. . . . Ich arbeitete aus allen Kräften, um brav zu werden, mußte das schlechte Leben, das ich führte, beenden. Ich frug mich, genügte es nicht, daß ich Gott mein Verbrechen gestand, und seine Verzeihung erhielt? Daß ich, um ihm zu gefallen, allen Fleiß aufwandte, dessen ein Mensch fähig ist? Aber dennoch lebte damals eine Stimme in mir, die sagte: Gestehe und erleide deine Strafe! Wahrscheinlich hätte es damit geendet, daß ich eines Tages doch zur Polizei gegangen wäre. Aber da kamst Du.“

Sie hielt ein und legte sich einen Augenblick in den Stuhl zurück, ehe sie fortfuhr:

„Es war fast zwei Jahr nach meinem . . . Verbrechen. Du warst seit langer Zeit der erste besser gestellte junge Mann, den ich ansehen konnte, ohne mich zu ängstigen. Du zweifeltest nicht an mir. Das erkannte ich. Und dann erzähltest Du mir eines Tages, daß Du mich liebtest . . . Du batest mich so innig, hieltest mir so klar und einleuchtend vor, daß das einzige richtige sei, meine Vergangenheit zu vergessen. Ich dürfe nicht zurück, nur an die Zukunft denken. Alles andere sei ungesund. Ich würde nie ganz glücklich, wenn ich die Vergangenheit nicht vergesse. Du wolltest mich nie danach fragen. Du wußtest darüber, sagtest Du. Sie kümmern Dich nicht. Du liebtest mich, wie ich sei . . . Kannst Du Dir die Wirkung ausdenken, die es auf mich ausübte? Was Du sagtest, erstickte mein Leid, meine Zweifel und meine Reue. Alle die Worte, Deine Liebe, Deine ganze Persönlichkeit . . .“

Sie schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie mit leiser Stimme:

„Ich hatte von Anfechtungen gelesen, von unnötigen Sorgen und Zweifeln, welche die Freude und das Lebensglück zerstörten. Ich hatte einmal einen jungen Priester von ungesundem Antränkung des Gewissens reden hören, als er von dem Gottesfrieden predigte. Ich ersaßte diese vier Worte . . . „ungefundener Antränkung des Gewissens“, denn ich verlangte ja so leidvoll danach, und Du halfst mir daran festzuhalten. Hast Du eine Ahnung, was Du damals für mich warst? Sieh, ich liebte Dich, aber nicht in der Weise, wie jetzt. Ich fühlte, noch ehe Du mir von Deiner Liebe gesprochen hattest, wie gut und brav und rechtendend Du warst. Ich mußte Dich schon in den ersten Tagen, als Du auf dem Hofe warst, lieb haben. Du warst nicht nur jung und schön und gut, sondern auch betrübt — wie ich, und es lag ein Duft fremder Länder über Dir . . . So erfuhr ich, daß Du allein standest, wie ich . . . Als Du dann kamst — o, es glich einem Märchen. Ich fühlte zunächst eine Dankbarkeit, die ich nicht ganz erfassen konnte. Dazu bedurfte es vieler Tage. Durch Dich war ich wieder das unwissende, sechzehnjährige Mädchen geworden, das glaubte, der Mann sei erschaffen, um ihr alles Erdenglück zu bereiten. Du hattest mir diesen Glauben wieder gegeben, denn ich war Deiner so sicher. Dann heirateten wir. Es zeigte sich, daß in der ersten Zeit, wenn ich allein war, der Glaube, das Glück nicht immer zweifellos waren. Aber mit Dir vereint war das Glück vollkommen. Wenn ich nur Deine Stimme hörte, oder Deine Schritte, oder wenn ich Dich nur in der Nähe wußte, so konnte sich der Zweifel nicht nahen; denn Du bildestest ja einen Teil des Guten in mir, der Stimme in mir, die sagte: Du bist gut und brav . . . Du hast gelitten und Dein Verbrechen bereut. Du wirst in keine Strafanstalt gehen. Und jeder Tag, der kam, erstickte einen Teil des Zweifels, das Wenige, das meiner Glücksvollkommenheit fehlte. Mit Deiner und meiner Hilfe erstarr das, was sterben sollte und mußte, Johannes. Dein Fleiß rührte mich zuweilen, so daß ich mir die reine Angst vorwarf, die mich erfassen konnte, wenn Du einen Nachmittag fort warst . . .“

Sie schöpfte Atem.

„Es bedurfte nur des ersten Jahres voller Glück mit Dir, und das Kranke in mir war geschwunden. Ich wurde stark und gesund . . . So wie Du mich in den letzten sechs, sieben Jahren gesehen hast. Mit der Zeit fühlte ich die Kraft, mein Verbrechen anders anzusehen. Zum Schluß benötigte ich keines besonderen Abschlusses mit Gott . . . Ja, Du meinst es so gut, wie ich . . . ich schulde Dir viel Johannes . . .“

Sie schwieg und schien in Gedanken versunken. Er sagte:

„Hanna . . . Und Du hast Dich nie befangen gefühlt, daß Du dem Geständnis und der Strafe ausgewichen bist?“

„Nie, seit ich gesund geworden, nie in den letzten sechs, sieben Jahren!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Kind.

Skizze von G. Macash.

(Schluß.)

Eine Woche war vergangen, ohne daß man eine Spur von dem kleinen Paul gefunden hätte. Obwohl Baumann, der sich anfangs wie ein Rasender geberdete, alle Welt in Bewegung setzte, wurde doch die Aussicht, den Aufenthalt des Knaben zu entdecken, mit jedem Tag geringer. Viele Blätter hatten Pauls Bild und eine ausführliche Darstellung des Ereignisses gebracht und täglich langten neue Berichte ein, welche auf die Spur des Vermißten führen sollten. Baumann hatte eine hohe Belohnung ausgesetzt — alles umsonst. Einmal brachte man ihm ein schnukiges, verwahrlostes Kind, das eine schwache Ähnlichkeit mit Paul aufwies. Aber es stellte sich heraus, daß es den Eltern dieses Knaben um die Belohnung zu thun war.

Der alte Mann aber wurde immer stiller und resignierter. Des Morgens ging er auf Nachforschung aus und kehrte oft spät in der Nacht heim. Dann folgte stets eine heftige Scene mit Marthe, welcher Baumann alle Schuld an dem Unglück beimaß. Geduldig ließ die alte Magd alle Vorwürfe und Verwünschungen über sich ergehen, denn jedes Wort des Widerspruchs reizte ihn fast bis zum Wahnsinn.

So verging der Sommer und der Herbst.

Im Winter gab Baumann alle weiteren Nachforschungen auf. Tagelang saß er am Fenster und schaute nach jener Straßenecke hinüber, wo er sein Söhnchen damals zum letztenmal gesehen hatte. Oder er setzte sich in das Schlafzimmer neben das vergitterte Bettchen des Kleinen und starrte trüblich auf die weiße Decke nieder.

Den Groll und die Verzweiflung aber, die er so in sich aufspeicherte, mußte Marthe entgelten. Er wurde täglich bössartiger gegen sie, und ihre stumme, demütige Mute reizte ihn nur noch mehr.

Eines Morgens rief er nach ihr, aber Marthe erschien nicht. Er suchte sie in allen Räumen. Endlich entdeckte er auf dem Küchentisch einen Zettel, worin ihm Marthe mitteilte, daß sie in ihre Heimat zurückgekehrt sei. Er möge ihr verzeihen, aber sie hätte dieses Leben nicht länger ertragen.

Das war ein harter Schlag für den alten Mann, der nun ganz verlassen da stand. Nun erst fühlte er, was er an der treuen Magd verloren hatte, und verwünschte sein Benehmen gegen sie. Bald darauf verließ er seine Wohnung und bezog ein kleines Zimmer in einer Pension.

Nun machte er keinen Versuch mehr, sein Kind wiederzufinden. Nur seine Phantasie beschäftigte sich damit, auszumalen, wohin Paul geraten sein könne und wie es ihm gehen möge. Vielleicht war jene schwarzgeleidete Dame eine unglückliche Mutter gewesen, der der Tod ihr einziges Kind entzissen hatte. Und in Pauls Jünger hatte sie die Nehmlichkeit mit dem eigenen Kinde entdeckt. So hatte vielleicht der kleine Paul den Vater verloren, aber eine Mutter dafür gewonnen. Und wenn es ihm nur gut ging! . . . Mit diesem Dunke schloß er seine Betrachtungen. Sein Schmerz aber wurde immer stiller.

Als das Frühjahr kam, nahm er seine langen Spaziergänge wieder auf; nicht, um Nachforschungen anzustellen, sondern aus Gewohnheit und um sich zu zerstreuen. Kreuz und quer durchzog er die Stadt. Wohl blieb er oftmals stehen, wenn er einen Knaben sah, der eine schwache Ähnlichkeit mit Paul hatte. Dann dachte er darüber nach, wie sein Kind jetzt wohl aussehen möge, ob es gewachsen sei, ob es ihn schon ganz vergessen habe oder noch an ihn denke . . . Und betrübt setzte er dann seine Wanderung fort.

In einem schönen Sommernachmittag ging er weit aus der Stadt hinaus. Ohne des Weges zu achten, kam er zwischen Villen und Gärten durch in einen kleinen Landaufenthalt.

Plötzlich schlug ein helles Kinderlachen an sein Ohr.

Baumann zuckte zusammen: das war die Stimme seines Paul!

Er stand vor einem hohen Eisengitter, hinter dem sich ein großer, schöner Garten ausdehnte. Durch das lichte Grün der Linden schimmerte die weiße Wand des Wohnhauses. Auf dem Rasenplatz davor spielten zwei Kinder: ein älterer Knabe und ein ganz kleines Mädchen. Trotzdem der Knabe groß und kräftig und sonnenverbraunt aussah, glaubte Baumann doch auf den ersten Blick seinen Paul zu erkennen. Seiner Sinne kaum mächtig, riß er das Gitterthor auf und stürzte auf ihn zu.

„Paul!“ schrie er und machte Miene, den erschrockenen Knaben zu umarmen. „Paul! Endlich finde ich Dich wieder!“

Verdutzt starrte ihn der Knabe an und wagte sich nicht zu rühren. Baumann fuhr sanfter und ruhiger fort:

„Aber kennst Du denn Deinen Papa nicht mehr, Paul?“

Nun verzog sich das Gesicht des Kleinen und weinend erwiderte er:

„Ich heiße gar nicht Paul, ich heiße Fritz und mein Papa — der sitzt drinnen auf der Veranda.“

Und in heller Angst schrie er:

„Papa! Papa!“

Auch das kleine Mädchen hatte zu schreien begonnen und rannte davon.

Ein großer, schlanker Mann kam mit raschen Schritten vom Hause her.

„Was soll das heißen?“ sagte er zu Baumann, der sich in den Nasen gekniet hatte. „Was wollen Sie denn da?“

„Was ich will?“ erwiderte Baumann erregt. „Mein Kind will ich, daß mir gestohlen wurde. Jawohl, vor anderthalb Jahren gestohlen.“

„Und?“

„Und da finde ich meinen Paul. Ich heiße Baumann, Robert Baumann. Vor anderthalb Jahren ist mir mein Kind gestohlen worden, verstehen Sie? Es stand ja in allen Zeitungen. Bei hellstem Tag ist es mir gestohlen worden — und jetzt finde ich es wieder . . .“

Der andere lächelte.

„Das ist sehr gut!“ sagte er. „Unser Fritz soll Ihr gestohlenen Kind sein? Erlauben Sie mal . . .“

„Das giebt es nicht!“ schrie Baumann. „Glauben Sie denn, daß ich verrückt bin? Ich werde doch mein eigenes Kind wieder erkennen! Jeden Zug! Und ich lasse mir nichts vormachen!“

„Paul!“ jammerte er dann. „Siehst Du denn nicht, wer ich bin! Denk doch einmal nach, mein gutes Kind. Ich bin doch . . .“

Der Knabe zog sich schen hinter den anderen zurück und dieser sagte nun ernst:

„Mein Herr! Machen wir nun ein Ende. Sie sehen doch, daß Sie sich getäuscht haben. Ich begreife ja Ihre Bewegung, — aber, wenn dieses Kind Sie jemals gesehen hätte, würde es Sie doch erkennen.“

„Nein!“ rief Baumann und sprang auf. „Man hat es abgerichtet. Man hat ihm gesagt, daß es mich nicht mehr kennen darf. Das ist schändlich! Einfach schändlich . . .“

„Herr!“

„Und ich lasse meinen Buben nicht mehr los, verstehen Sie? Ich werde doch kein Narr sein.“

Er machte Anstalt, den Knaben am Arme zu ergreifen. Aber der andere stieß ihn zurück und rief wütend:

„Nun ist es mir aber zu bunt! Wenn Sie doch sehen, daß das Kind nichts von Ihnen wissen kann! Nun machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie . . . Uebrigens, das kennen wir, das Manöver, sich in fremde Häuser einzuschleichen!“

Baumann starrte ihn an.

„Sich in . . . fremde . . . Häuser . . .“ stammelte er.

„Jawohl, das sagte ich. Und nun komm, Fritz!“

Er nahm den Knaben an der Hand und führte ihn in das Haus zurück. Noch eine Weile stand Baumann und starrte ihnen nach, stumm und fassungslos.

Dann ging er langsam auf die Straße. Er ging ein Stück die Allee hinab und murmelte verständnislos:

„Ich habe mich doch nicht einschleichen wollen!“

Dann lehnte er sich an einen Baum und blickte um sich. Alles erschien ihm fremd und seltsam . . . diese Gärten, diese Häuser . . . und mit einemmale war es ihm, als ob das doch nicht sein Kind gewesen sein könne.

Zwei Männer gingen an ihm vorüber, die ihn betrachteten, Der eine sagte lachend:

„Mir scheint, der hat jetzt schon hoch geladen!“

Dann richtete sich der alte Mann auf und machte sich tannelnd auf den Heimweg, verfolgt von den Blicken der Weiden, die ihn für betrunken hielten. —

### Kleines Feuilleton.

— Eine tote Miesestadt auf Ceylon. Die Insel Ceylon, auf der heute gegen drei Millionen Menschen wohnen, hat in der Vorzeit, nach den Zeugnissen der Geschichte und der archäologischen Forschung, unzweifelhaft eine mehr als zehnmal stärkere Bevölkerung gehabt. Die geschichtliche Kenntnis gründet sich auf die alte Landeschronik, den Mahawanso. Dieses Werk beginnt mit der singalesischen Einwanderung im Jahre 543 v. Chr. und ist von zahlreichen Fortsetzern bis zum Jahre 1758 weitergeführt. Die Chronik ist in der Palisprache gedichtet und war lange Zeit unverständlich geblieben, bis Tournour im Jahre 1826 den Kommentar oder Schlüssel (tika) zum Mahawanso auffand und so der geschichtlichen Untersuchung eine sichere Grundlage schuf. Die archäologische Erforschung aber ist weder von den Portugiesen noch von den Holländern betrieben worden, ihnen blieb das Innere der Insel unbekannt. Die erste sichere Kunde brachte ein Engländer namens Knox, welcher Ceylon im 17. Jahrhundert besuchte, und als im Jahre 1795 Großbritannien von der Insel Besitz ergriff, da konnte man sich bald ausgiebigere Nachrichten versprechen. Endlich wurde nun die alte Hauptstadt des Landes, Amrahdapura, wieder aufgefunden, überdeckt von jungem, 2—5 Meter tiefem Erdreich, überwuchert von dichtem Urwalde, aus dem nur hier und da Zeugen der alten Herrlichkeit emporgaragten. Die Stadt liegt im Norden der Insel, und dieser Teil ist heute der unwegsamste und unbewohnte Teil von Ceylon; die von den Engländern nach Amrahdapura benannte Provinz zählt keine 75 000 Seelen, auf dem Boden der alten Stadt aber wohnen nur einige Tausend Singalesen in Hütten ver-

streut. Neben dem Regierungskommissar giebt es nur noch einen Europäer am Orte, den mit der Leitung von Ausgrabungen betrauten Archäologen Bell. Ihn hat kürzlich der Belgier Jules Leclercq besucht, und diesem Besuche verdanken wir eine recht anschauliche Schilderung des Trümmerfeldes, welche unlängst im Bulletin der Brüsseler Akademie der Wissenschaften übergeben worden ist. Amrahdapura hat ehemals einen Umfang gehabt, wie ihn selbst die größte Stadt der Gegenwart nicht aufzuweisen vermag, nämlich gegen 25 Kilometer im Geviert; an der Hauptstraße lagen, wie die alte Chronik berichtet, 11 000 Häuser. Doch der Vergleich mit Aegyptens Wunderstadt, dem hundertthorigen Theben, wird noch weit fruchtbarer, wenn sich in Ceylon auch für die Pyramide ein Gegenstück aufweisen läßt, und dieses ist in der That der Fall. Die Dagoba sind in der Form von runden Kegeln aus Backsteinen aufgeführte Bauten, die ein König zu Ehren seines Vorgängers errichtet. Es giebt deren im Reichthum von Amrahdapura sieben, welche fast alle in dem Mahawanso erwähnt werden; der älteste Dagoba wurde im Jahre 307 vor unsrer Zeitrechnung erbaut, der jüngste hingegen zu Beginn des vierten christlichen Jahrhunderts. Während aber jener nur etwa 20 Meter hoch ist, werden die folgenden Bauten immer höher hinaufgeführt, und es soll sogar ein Dagoba die Höhe von 120 Meter erreicht haben. Heute noch überträgt der höchste der erhaltenen Stegel seine Umgebung um 76 Meter, und es sind an dieses Bauwerk über 20 Millionen Kubfuß Ziegel verwendet, genug, um eine Stadt von mehreren Millionen von Häusern zu errichten. Von dem berühmtesten Dagoba, dem von Ruanehi berichtet die alte Landeschronik: Der Boden wurde, um eine feste Unterlage für den Miesebau zu bieten, gegen 50 Meter tief ausgegraben und mit Steinen gefüllt. Darüber legte man Cement, dann eine Kalkschicht, dann Eisenplatten und endlich eine 8 Zoll dicke Erzlage. Auf diesem Untergrund wurde der Dagoba aufgeführt, gekrönt von einer Glasspitze, welche den Nitz abwehren sollte. Die Singalesen müssen also die Beobachtung gemacht haben, daß Glas ein schlechter Leiter des elektrischen Stromes ist. Und heute erreicht dieser Dagoba trotz der großen Zerstörung eine Höhe von 45 Meter bei einem mehr als dreimal so großen Durchmesser, und noch stehen die Reste der riesigen Elefanten, welche einst an den Seiten des Denkmals auf einer breiten Terrasse aufgestellt waren. Der Stuhl aber, der bei diesem Bau verwendet wurde, hat sich vorzüglich erhalten, und es ist Leclercq noch nicht gelungen, seine Zusammenstellung festzustellen. Und alle jene Werke sind aus den Händen der Frohnarbeiter hervorgegangen, die der König zum Ziegelbrennen und Mauerbau bestellte, deren Zahl auch nur annähernd zu erschließen uns kein Mittel gegeben ist. Nur eine Kasse wird von dieser Arbeitsleistung befreit gewesen sein, die der Priester, und man kann darüber zweifeln, ob die alte Hauptstadt Ceylons mehr eine Königsstadt denn eine Priesterstadt genannt zu werden verdient. Chinesische Reisende nennen Amrahdapura die heilige Stadt; in einem Tempel, so melden sie, befanden sich 13 000 Priester. Nach dem Mahawanso wurde im Jahre 164 v. Chr. ein Kloster gegründet, welches in neun Stockwerken 1000 Kammern enthielt, eine jede als Zelle hergerichtet. Für die priesterlichen Wohnungen waren große Wäder (Pokuna) bestimmt, 40 Meter lang und 15 Meter breit, eine Eigentümlichkeit von Atcehon, und drei große, 19 Meter lange Steinlufen wurden täglich mit der Kost gefüllt, welche die Priester des Buddhatempels zu beanspruchen hatten. Nun sind diese Anlagen verfallen, und die einst so gesunde Gegend ist durch weite Sumpfstreden verpestet. Und immer weiter dringt das Wasser zerstörend vor, immer tiefer frisst der Urwald in das alte Mauerwerk: noch wenige Jahrhunderte und auch die höchsten Dagoba sind von dem aufstrebenden Pflanzenwuchs bedeckt, der das Mauerwerk allmählich wieder zu dem macht, woher es genommen ist. — („Münch. Allg. Ztg.“)

### Litterarisches.

— Wie Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ entstand. Im „Litterarischen Echo“ lesen wir: Bekanntlich ließ Keller, um sich zur Arbeit zu zwingen, mit dem Druck des Buches beginnen, ehe er noch den ersten Band im Manuscript fertig hatte. Natürlich gab es sehr bald Stockungen, da der Dichter nur von Zeit zu Zeit kleine Fortsetzungen der Arbeit liefern konnte. Im August 1850 hatte der Druck begonnen, im September 1851 ging erst der Schluß des 1. Bandes in den Satz. Im Februar 1852 mußte Keller dem Verleger (Wieneg, Braunschweig) sein Ehrenwort geben, daß er vor Vollendung des „Grünen Heinrich“ nichts mehr schreiben werde. Im Juli drohte Wieneg mit der gerichtlichen Klage, bot aber zugleich dem Dichter freie Kost und Wohnung in Braunschweig an, falls er dort den Roman in Ruhe vollenden wolle. Ende 1852 war endlich der 2. Band gedruckt, im Mai 1853 ging der 3. Band in den Satz und wurde im November abgeschlossen, worauf die Ausgabe des unvollendeten Werkes zu Weihnachten erfolgte. Vom 4. Bande aber, der sich unmittelbar anschließen sollte, wurde das letzte Kapitel erst zu Ostern 1855 niedergeschrieben, so daß er erst im Mai des Jahres erscheinen konnte. Im ganzen hatte also der Druck des Romans nahezu fünf Jahre in Anspruch genommen, und der ursprünglich geplante Umfang ward um 50 Druckbogen überschritten. —

### Aus der Pflanzenwelt.

t. Eine Kanonier-Pflanze. In Westindien giebt es eine Pflanze, die sich durch eine besondere Eigenschaft bekant ge-

macht hat. Sie heißt *Pilea serpyllifolia* und gehört zu der Familie der Brennnessel. Der besondere Reiz dieses Gewächses besteht darin, daß seine Blütenknospen, wenn man die Pflanze bespricht oder ganz in Wasser taucht, plagen und ihren Blütenstaub in kleinen Wölkchen in die Luft werfen. Die Pflanze hat daher den Namen stononiens, Artillerie- oder auch Feuerwerkspflanze erhalten. Kummehr hat man aber nach einer Mitteilung von G. Kützel an die „Gartenflora“ noch eine andere Pflanze des Namens *Pellionia daveauana* gefunden, die eine ähnliche Eigenschaft noch in viel stärkerem Maße zeigt. Die Batterien stehen über dem zierlichen Blattwerk auf kräftigen Stielen aufgezogen, und der Vorgang ihrer Explosion ist um das Doppelte heftiger als bei der *Pilea*, auch die Blütenknospen sind noch einmal so groß. Ganz abgesehen von den übrigen Vorzügen der Pflanze, unter denen besonders die reizend braunrot und silbergrün gefärbten Blätter auffallen, ist die Blütenstaub-Kanonade bei ihr ein höchst interessantes Schauspiel. Die einzelnen Blütenknospen plagen selten als Ganzes auf einmal auf, meist springen ihre einzelnen Teile nach einander, den Blütenstaub bei ruhiger Luft nach allen Richtungen hinausschleudernd. Ist die Knospe ganz aufgeplatzt, so hat sie sich zu einer schönen fünfseitigen weißen Sternblume geöffnet.

**Astronomisches.**

ss. Das Rätsel der „neuen“ Sterne. Von Zeit zu Zeit ist in den letzten Jahrzehnten die Kunde durch die Welt gegangen, daß ein „neuer Stern“ am Himmel erschienen sei. Es handelt sich dabei nicht um die Entdeckung kleiner Fixsterne, die den Beobachtern vielleicht in einem weniger durchsuchten Himmelsraume bisher noch entgangen waren, sondern um ein nahezu plötzliches Aufleuchten eines großen Himmelskörpers an einer Stelle, wo bisher überhaupt kein Stern oder nur ein ganz kleiner zu bemerken gewesen war. Die Erscheinung eines sogenannten neuen Sternes ist eine große Seltenheit. Alexander von Humboldt glaubte nach seinen Forschungen in zwei Jahrtausenden kaum 20 bis 25 solcher Erscheinungen mit einiger Sicherheit aufzählen zu können. Das Verzeichnis, das Humboldt in seinem „Kosmos“ gegeben hat, wird aber von den heutigen Astronomen noch nicht einmal als beglaubigt anerkannt; der bedeutende amerikanische Astronom Chandler will als zuverlässig nur 15 neue Sterne gelten lassen, die vom Jahre 1572 an bis auf die Gegenwart beobachtet worden sind; davon möchte der Münchener Astronom, Professor Seeliger, in seinem soeben in den „Astronomischen Nachrichten“ erschienenen Aufsatze, noch zwei streichen. An der Spitze dieser Liste steht der berühmte Stern *Thycho Brahes*, den der große Himmelskundige „mit nicht zu beschreibendem Erstaunen“ am Abend des 11. November 1572 auf dem Heimweg von seinem chemischen Laboratorium in dem Sternbild der Cassiopea in einer bisher nie gesehenen Größe bemerkte. Obgleich dieser Stern so hell war, daß er nur der Venus in ihrem höchsten Glanze gleich gesetzt und von guten Augen sogar mitten am Tage gesehen werden konnte, verschwand er im März 1574, also nach noch nicht 1 1/2 Jahren für das bloße Auge vollständig, nachdem seine Größe allmählich abgenommen und seine Farbe von blendendem Weiß nach Gelb und Rot gewechselt hatte. Im Jahre 1600 entdeckte Janjon im Wilde des Schwans wiederum einen neuen Stern, der erst 1621 verschwand, dann aber noch einmal auftauchte, 1660 wiederum verschwand, 1665 zum drittenmal entdeckt wurde, um seit dem Jahre 1677 als Stern fünfter Größe unverändert sichtbar zu bleiben. Nicht viel weniger berühmt als der Stern *Thycho* ist ein 1604 im Sternbilde des Schlangenträgers auftauchender, alle Sterne erster Größe überstrahlender und durch ein starkes Gefunkel ausgezeichnete Stern, der mit dem Namen *Keplers* zusammen genannt zu werden pflegt, weil dieser deutsche Astronom ihn zwar nicht entdeckt, aber doch aufmerksam beobachtet und in einer besonderen Schrift behandelt hat; er verschwand im Jahre 1606. Im 17. Jahrhundert ist dann nur noch eine ähnliche Erscheinung im Kopfe des Sternbildes Fuchs aus dem Jahre 1670 sicher verbürgt. Im ganzen Verlaufe des vorigen Jahrhunderts dagegen wird kein einziges Phänomen dieser Art gemeldet, und erst im Jahre 1848 taucht wieder ein neuer Stern auf, und zwar ebenso wie der *Keplersche* im Schlangenträger. Die Liste der neuen Sterne hat sich seitdem vermehrt, und zwar sind solche noch in folgenden Sternbildern beobachtet worden: *Scorpion*, *Krone*, *Andromeda*, *Perseus*, *Fuhrmann*, *Schiffskiel*, *Centaur*, *Vogenschütze*. Der Stern im *Andromeda-Nebel*, der im Jahre 1885 aufleuchtete, wird jetzt nicht für einen eigentlichen Stern gehalten, sondern für das Erzeugnis von Veränderungen in diesem gewaltigen Sternnebel, und auch der Stern im *Centaur* vom Jahre 1895 wird jetzt nicht mehr zu den neuen Sternen, sondern zu den veränderlichen Sternen gezählt. Allerdings hat die moderne Wissenschaft mit großer Sicherheit den Nachweis geführt, daß zwischen neuen Sternen und veränderlichen Sternen nur ein gradueller Unterschied besteht, und daß auch ein „neuer Stern“ niemals, wie man es früher glaubte, gleichsam aus dem Nichts entstehen und in dem Nichts wieder verschwinden könne. Heute kennen wir fast an allen Stellen, wo einmal ein neuer Stern aufgeleuchtet ist, irgend einen Himmelskörper, an den jene Erscheinung gebunden gewesen sein muß. Die moderne Astronomie hat dem Rätsel der neuen Sterne keine Ruhe gelassen, und wir können heute sagen, daß sich der Schleier über diesen Geheimnis wesentlich gelüftet hat, besonders infolge der Beobachtungen an der dadurch für alle Zeit berühmt

gewordenen *Nova Aurigae* aus dem Jahre 1892. Professor Seeliger war es, der die Theorie aufstellte, der zufolge das plötzliche Aufleuchten von Sternen dadurch entsünde, daß ein bis dahin schwach leuchtender Stern in eine kosmische Wolke von staub- oder gasförmiger Natur hineingeriete. In solchem Falle geschieht mit dem Stern dasselbe, was mit einem Meteor geschieht, das in die Erdatmosphäre eindringt: es erfolgt ein lebhaftes Aufleuchten. In seiner neuesten Arbeit hat Seeliger auf einen anderen wichtigen Punkt hingewiesen: daß nämlich die neuen Sterne fast immer in der Nähe der Milchstraße aufgetaucht seien. Auf Grund einer eingehenden Berechnung weist der Münchener Astronom nach, daß auch nach der Theorie das Gebiet der Milchstraße die größte Wahrscheinlichkeit für solche Ereignisse biete, weil eben dort die Anzahl der Himmelskörper und damit auch die Anzahl ebenso der Sterne wie der kosmischen Wolken am größten sei und somit auch ein Zusammenstoß zwischen zwei solchen Gebilden am häufigsten erfolgen könne.

**Humoristisches.**

— *Bei' Ruh'*. Bauernjunge (ein heranziehendes Bettler betrachtend): „I woach nit, heier kommt ma aus der Angst gar net raus. Im Sommer do dunnerts und im Winter muß ma in die Schul.“

— *Von der Sekundärbahn*. „Hats auf dieser Strecke schon mal ein Unglück gegeben?“

Schaffner: „Ei freilich, wir sind neulich zu einer Station pünktlich gekommen und da fiel der Vorsteher in Ohnmacht!“

— *Heimgeschicht*. *Parvenusgattin* (bei einer Differenz mit ihrem Gatten): „Moritz, ich werd' Dir gleich die Zähne zeigen!“  
Er: „Laß sie drinn!“

(„Wegged. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Ein neuer Band *Lyrik von Casar Klais* (Len) wird unter dem Titel „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens“ angekündigt. Er umfaßt Dichtungen aus den Jahren 1884—1899.

— Vom 1. Januar ab wird bei G. H. Meyer (Berlin) eine neue Zeitschrift, „*Heimat, Deutsche Blätter für Kunst und Volkstum*“, erscheinen. Die Leitung hat Fritz Lienhard übernommen.

— Von *Erich Schmidts* *Lessing-Biographie* erscheint in kurzem die zweite umgearbeitete Auflage.

— Der Münchener Maler *Fritz Kaulbach* hat in einem Delgemälde eine Karikatur auf *Siegfried Wagner* geschaffen, das die Ruhmucht des jungen Wagner persiflieren soll. Die „*Münchener Post*“ schildert das Motiv des Bildes in folgender Weise: „In Hintergrunde des Bildes sieht man zwei hohe Postamente im Monumentalstil. Auf dem rechten thronet *Richard Wagner* und macht ein recht gleichgültiges Gesicht. In dem linken Postament führt eine hohe Leiter empor, auf deren untersten Stufen *Siegfried Wagner* emporsteigt. Er wird gestützt und geführt von *Humperdinck* und *Frau Kapellmeister Levi*. Zur Seite steht, mit grandiosem Gebärde auf den Kletterer weisend, *Ernst von Possart*. Der Vordergrund ist ausgefüllt mit einer wüsten Masse von dunklen Körpern. Das sind die gebeugten Rücken der deutschen Musikkritiker. Ueber sie schreitet triumphirendes Bildes hin, das Auge auf den *Barnaz-Erklimmer* gerichtet, *Frau Cosima*. Ihre Schleppe aber trägt *Heinrich Vogler*.“

— Eine *Bettenlofer-Medaille* hat *Adolf Hilbrand* geschaffen. Das erste Exemplar in Gold wurde dem Forscher durch eine Abordnung von Gelehrten überreicht.

— Das *Main und Theater* in Wien hat im abgelaufenen Jahre einen Betriebsgewinn nicht erzielt. In der Generalversammlung nannte *Dr. Emil Reich* mit vor heiliger Entrüstung bebender Stimme „*Die Camellendame*“ ein Schandstück, woraufhin ein Rechtsanwält die Einwendung machte, daß heutzutage die jungen Damen auch schon wüsten, wo *Bartel den Most holt*. Während der *Moralpauke* schrie einer der Anteilseiner-Vesitzer fortwährend: „Die Kasse, die Kasse, die Kasse ist die Hauptsad!“

— *Sarah Bernhardt* hat auch im *Malländer Manzoni-Theater* zweimal den *Hamlet* dargestellt. Ein großer Teil des Publikums verließ das Theater während der Vorstellung.

— *Dector Malot* hat nach einer Mitteilung des „*Litterarischen Echo*“ freiwillig die literarische Thätigkeit aufgegeben und sich nach Fontenay zurückgezogen. Die Erkenntnis, daß seine Schaffenskraft ihre Höhe überschritten habe, hat ihn zu dem Entschlusse veranlaßt, künftig nichts mehr zu veröffentlichen, obgleich der Erfolg seiner Bücher noch nicht nachgelassen hat.

— Die Zahl der Analphabeten unter den ausgehobenen Rekruten ist in Preußen nach der letzten Zählung auf ein Minimum gesunken. Sie betrug im letzten Jahre in der ganzen Monarchie nur noch 134. Während im Jahre 1880/81 noch 2,37 Proz. der ausgehobenen Mannschaften ohne Schulbildung waren, betrug der Prozentsatz jetzt nur noch 0,00. Die größte Zahl von Analphabeten hat Ostpreußen aufzuweisen, nämlich 52, ferner Posen 28, Schlesien 17, Westpreußen 12, und die Rheinprovinz 11.